

Die Kinder

Autor(en): **Schweizer, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 32

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Kinder

Von Walter Schweizer

„Aber, Frau Geiger, Sie arbeiten ja immer noch!“

Der alte Buchhalter sah mit heimlichem Kopfschütteln hinüber nach dem Pult, wo ein blaßes Frauengesicht sich tief über Briefe und Bücher beugte.

Der blonde Kopf hob sich müde, eine Stimme sagte: „Es ist doch ganz gut, wenn die Post heute noch fertig wird, Herr Jenny.“

„Ach, das hätte doch auch noch bis morgen Zeit gehabt, Sie müssen ja todmüde sein.“

„Dann schläft man wenigstens fest und braucht nicht zu denken.“ Es lag etwas unendlich Hoffnungsloses in dem Tone, mit dem sie das sagte, in dem ganzen Ausdruck ihres jungen Gesichtes.

„Immer noch nicht hineingefunden, Frau Geiger?“

„Da hinein finde ich mich nie.“

„Und werden es schließlich doch tun — es müssen ja alle. — Sie sind nicht die einzige, die den Mann der Grippe hingeben mußte.“

„Nein, ich weiß es“, sie starrte vor sich hin und schrie dann auf: „Wird ein Schmerz geringer, weil man weiß, daß viele denselben tragen?“

Er trat zu ihr und legte begütigend den Arm auf ihre Schulter: „Es ist noch neu, Frau Geiger, Sie sind ja noch jung, und Sie haben die Kinder. Sie werden es überwinden.“

„Nie, nie!“ Sie stand auf: „Aber es ist wohl sieben Uhr? Sie wollen abschließen, Herr Jenny? Ja, dann muß man also nach Hause gehen.“

Durch die Straßen pfliff der Wind. Er trieb ihr den kalten Regenschauer gerade ins Gesicht. Sie spannte trotzdem den Schirm nicht auf. Der alte Hut vertrug den Regen schon, und wenn auch nicht, es war ja doch gleichgültig. Alles war ja gleichgültig. Kein mechanisch schlug sie den Weg nach ihrer Wohnung ein. — Nach Hause! — sie sprach das Wort vor sich hin und lachte laut auf. Als ob das noch ein Zuhause war, diese öde Reihe von leeren Zimmern, in denen jeder Frohsinn schwieg, schwieg seit jenem unseligen Tage, da man die böse Kunde brachte. —

„Albert, Albert!“ sie schluchzte in sich hinein. Sie sah ihn wieder vor sich, als wäre er noch lebend. Die Augen, die immer nur voll Liebe auf sie gesehen, in deren Glanz ihr ganzes Innenleben seinen Spiegel fand. „Albert, Albert! Daß du von mir gingst! Was bin ich ohne dich? Was kann mir das Leben noch sein?“ Ihre Augen sahen ins Leere. So dunkel wie der regennaßte Abend lag die Zukunft vor ihr, kein Schimmer, der sie hoffnungsvoll erhellte.

Und doch war die Vergangenheit so hell und allen Glückes voll gewesen! Ein wehes Erinnern stieg in ihr auf. Jahre des Glückes! Jahre des Schaffens zu zweien! Zwei Menschen, die eins waren, zwei Seelen, die ineinander aufgingen. — Und nun!?

Ein Grab auf dem Friedhof irgendwo — und sie — allein.

Der ganze Jammer ihres verlorenen Daseins erfaßte sie von neuem. Sie ging vorwärts, ohne zu wissen wohin. Es war ja auch ganz gleich, wo der Weg ein Ende nahm.

Nach Hause! Es graute ihr von den stillen Stuben, wo jeder Fußbreit Raum, jedes Möbelstück an ein Glück erinnerte, das niemals wiederkam. Was sollte sie zu Hause? Allein sitzen, wo sie einst zu zweien gesessen. Doppelt fühlen, wie es tut, wenn man in sich hinein vergraben muß, was sonst einen Widerhall fand in der Brust des andern?

Es war so viel in ihr, das nach Teilnahme schrie. Diese schwere, diese schrecklich schwere Zeit, hatte sie alles auf ihre Schultern gelegt!

O ja, sie war mit viel Freuden hinaus — hinausgegangen aus ihrem hübschen Heim, zurück in den Beruf, den sie als Mädchen schon ausgeübt. Stolz hatte sie es dem Manne geschrieben, der in Frankreich auf Montage arbeitete: „Ich verdiene wieder, Sorge dich nicht! Ich kann schaffen für mich und die Kinder.“

Aber damals lebte Albert noch, damals konnte sie ihm wenigstens noch schreiben, kamen seine Briefe aus der Fremde, Briefe, darinnen jedes Wort ihr sagte: „Einer lebt dein Leben mit dir.“

— Wer fragte heute noch nach ihr? Was blieb ihr noch?

Arbeit, daß man nicht zugrunde ging — ja, daß man die Kinder durchbringen konnte. —

Die Kinder — wie ein Stich ging es ihr durchs Herz. —

Die Kinder, ja, das war das, auf das sie alle hinwiesen — die sie trösten wollten. Hatte es Herr Jenny nicht auch erst eben noch gesagt: „Sie haben ja die Kinder noch!“

Sie lachte hart auf — was konnten die Kinder ihr sein — können Kinder einen Mann ersetzen?

Irgendwo schlug eine Uhr — sie zählte in Gedanken die Schläge und schrak zusammen.

Neun, ja, das war doch wohl Zeit, an den Heimweg zu denken, Lene würde sich ängstigen.

Die gute Lene — ein wehes Lächeln schlich um ihren Mund bei dem Gedanken an ihre junge Schwester. Auch eine von denen, die immer helfen wollen Brücken bauen aus einer leidvollen Gegenwart in eine bessere Zukunft. Als ob es für sie noch eine Zukunft gäbe!

Und doch war es gut, daß sie da war, die Lene — nun hatten die Kinder wenigstens jemand, der sie vergessen machte, daß ihre Mutter vor Leid verging.

Wie träumend schlug sie den Weg nach ihrer Wohnung ein. Vor der Haustüre blieb sie noch einmal stehen, wieder, wie alle Abende, faßte sie das Grauen vor den stillen Stuben da oben. Mit scheuem Blick streifte sie die Fenster — alles dunkel — die Kinder waren also schon im Hinterzimmer, vielleicht schon im Bette. Nun kam ihr Anni wenigstens nicht entgegen und wollte auf den Arm genommen werden, „wie früher von Papa“ — und Fritz konnte sie nicht mehr mit Fragen quälen — o! diese Fragen nach dem Toten waren schrecklich! Alle Wunden brachen wieder auf, wenn der Junge immer von neuem wissen wollte, wie er gewesen, und was er wohl hiezu sagen würde und was dazu.

Langsam und müde stieg sie die Treppe hinauf. Aber sie hatte den Drücker noch kaum im Schloß, als drinnen im Korridor das Licht aufging und die Türe von innen geöffnet wurde. Die Schwester stand da und streckte ihr die Hand entgegen: „Gott sei Dank, Magda, endlich! Ich wußte schon gar nicht, was los ist. Und gerade heute!“ —

„Warum denn gerade heute?“ Die Frau horchte auf. Es lag ein besonderer Tonfall in der Schwester Stimme, sie hörte es wohl, sie sah den verstörten Ausdruck in dem jungen Gesicht und schrie auf:

„Lene, um des Himmels willen, was ist?“

„Nichts — nichts — nein, beruhige dich doch nur.“ Die Schwester half ihr aus Mantel und Pelz: „Es wird ja nichts werden, aber der Arzt meint doch — Anni hat nämlich Halschmerzen und fiebert.“

„Lene!“ Sie wandte sich nach dem Hinterzimmer, aber die Schwester vertrat ihr den Weg: „Nein, Magda, nicht da hinein, der Arzt meint, heute nacht nicht, es wird ja morgen besser sein.“

— Aber ich habe den Jungen in dein Bett gelegt — bleib von ihm, im Falle, — daß — es doch etwa Diphtheritis wird! — Und die Türe ging hinter der Schwester zu. —

In ihrem Zimmer stand sie und preßte die Hände an die Schläfen, ihre Zähne schlugen zusammen. War das Wahrheit, was sie da eben gehört? War es ein Traum: Anni krank, ihr kleines Mädchen, vielleicht ernstlich krank, dem Tode geweiht? Wie war denn das gekommen? Wie hatte es kommen können?

Wie mit einer harten Hand griff es plötzlich nach ihrem Herzen. Sie wußte es nicht. Nein, was wußte sie denn überhaupt noch von ihren Kindern? Von sich geschweigt hatte sie beide, sie der Schwester überlassen, sich vergraben in ihrem eigensüchtigen Schmerz. Nun lag es da und starb vielleicht, starb seinem Vater nach, ihr Kind, Alberts Kind.

Ein Aufschrei rang sich aus ihrer Brust: „Herrgott, nur das nicht — nein! Nicht so, lieber Gott, straf' mich nicht so!“

„Mutti!“ sagte eine Stimme hinter ihr. „Mutti, bist du da?“ Der Knabe in dem großen Bette war erwacht, er saß in den Kissen, halb aufgerichtet und schluchzte ihr entgegen: „Ach, Mutti, endlich!“

„Fritz!“ Sie lief auf ihn zu und riß ihn in ihre Arme, wie in jäher Angst, er könnte ihr entrisen werden. „Fritz, Fritz, und du bist gesund? Dir fehlt nichts, nein? Bestimmt nicht?“

„Ach, Mutti“, er dehnte sich schlaftrunken: „Daß du nur bloß wieder da bist, Mutti, und ich darf bei dir bleiben? Die ganze Nacht?“

„Die ganze Nacht“, sie preßte ihn noch fester an sich: „Fritz, mein Fritzchen!“

„Das ist fein“, sagte der Junge und kuschelte sich tief in ihren Arm, „Mutti, ich muß dir nämlich was sagen, aber du darfst nicht wieder böse werden, Mutti!“

„Nein, ich werde nicht böse, sage nur.“

Er sah sie ein wenig zögernd an, sie war so anders als in den letzten Wochen; er sagte scheu: „Es war nämlich heut' in der Schule, Mutti, und der Lehrer hat gesagt, ob wir denn auch wüßten, was unsere Papas arbeiteten. Und alle haben sie was erzählen können, nur ich hab' nichts gewußt, und er sagte, ich müßte doch auch wissen, wo Papa so große Einrichtungen gemacht hat — und —“ „Fritz, mein Fritzchen!“ Sie zog sein Gesicht zu sich empor und schloß den roten Fragemund mit ihren eigenen, brennenden Lippen: „Alles will ich dir sagen, Fritz, alles, alles, dir und Anni, wenn — Anni mir bloß gesund wird.“ „Ach, Anni, die wird —“ der Junge dehnte sich wohligh, es lag etwas gläubig Vertrauensvolles in seiner Stimme. Er war schon wieder halb im Einschlafen.

Sie blieb neben dem Bette sitzen. Mit schimmernden Augen sah sie in das hübsche Knabengesicht. Wie es dem Vater ähnlich sah und ähnlicher wurde mit jedem Tag. Dieselbe Stirn,

derselbe Mund; als ob er lebte, sah sie der Tote aus dem Gesichte seines Sohnes an.

Und lebte er nicht? Und war er's nicht selbst, der da vor ihr lag — und öffnete sich nicht der stumme Mund und sprach — sprach ernste Worte, voll Anklage und Herzeleid: „Was hast du mit meinen Kindern gemacht, du mein Weib? Ging ich nicht arbeiten für dich und für sie?“

Hab' ich sie dir nicht gelassen, daß du ihnen sollest Mutter sein und Vater zugleich, und das vollenden in ihnen, was ich nur anfangen konnte?

Krank ist mein kleines Mädchen, und seine eigene Mutter weiß nicht warum und woher. Mein Sohn muß schweigen, wenn er zeugen soll von seines Vaters Arbeiten.“ —

„Albert, Albert!“ sie schlug die Hände vors Gesicht, ihr ganzer Körper bebte. Als stände der Tote selbst vor ihr, begann sie zu reden und sich zu verteidigen: „Aus Liebe zu dir geschah es, Albert, aus Gram um dich, aus Liebe, die nicht vergessen kann.“

Aber die Stimme in ihrem Innern blieb laut, ernst und streng klang sie und fast wie voll Hohn: „Liebe? Ist das Liebe, die nur an sich selber denkt, die nicht hütet und hegt, was der Liebste ihr als Erbe ließ, was seines Lebens Höchstes war?“

Ganz tief sank ihr Kopf auf die Brust. Ihre Hände schlangen sich ineinander: „Was hab' ich getan? Ach Gott, was hab' ich getan?“ Wie unter einem grellen Schlaglichte zogen die letzten Wochen an ihr vorüber, diese Wochen des sinnlosen Schmerzes; wo nichts mehr ihr das Leben lohnte.

Nichts — nichts — nicht einmal die Kinder. „Und wenn sie dir genommen werden, was tut es?“ — Da war die zürnende Stimme wieder. „Was sollen meine Kinder bei einer Mutter, der es nicht für sie zu leben lohnt?“

„Nein — nein!“ Sie schrie auf. — „Nein, nur das nicht — Albert — die Kinder, unsere Kinder, daß sie mir bleiben, dein Vermächtnis — dein Sohn, dein kleines Mädchen — Anni — wenn Anni stirbt, wenn“ — klopfte es da nicht? War das Unheil schon da? Sie sprang auf und flog nach der Türe: „Lene, bist du — Lene, was ist?“

Aber die Schwester, die wirklich draußen stand, schob sie zurück und flüsterte: „Nur daß du dich nicht mehr ängstigst, Magda, das Fieber ist gefallen, sie ist eingeschlafen, es wird also vorübergehen.“

„Mein Gott, mein Gott!“ Sie stand mitten im Zimmer — nichts konnte sie sagen, als immer nur das eine: „Mein Gott! Mein Gott!“ Es war Loben und Danken zugleich.

„Mein Gott, daß du mir die Kinder lässest, Alberts Kinder! Daß ich für sie sorgen und schaffen kann, daß ich ihnen sagen kann, was und wie ihr Vater gewesen.“

Und es war ihr, als klangen tausend Glocken, und ein strahlendhelles Zukunftsland tat sich weit und leuchtend vor ihr auf. —

Besuch

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Es hat leztthin in einer heitern Gesellschaft ein Herr die Frage aufgeworfen, mit wie viel Worten sich die Menschen behelfen könnten. Als Beispiel führte er eine kleine Geschichte an, die ein Ausländer über ein Schweizer Bergbauern-Liebespaar geschrieben hat. Die jungen Leuten hätten demnach in gut zwei Stunden je fünf Worte gesprochen. Er: „Gäll, du hestch mi gärl!“ Sie: „Jo, i ha di gärl!“

Mir fällt heute eine kleine Idylle ein, die ich im Krankenhaus beobachtet habe. Die zwei alten Leuten, die es angeht, lesen wohl kaum mehr, also ist es nicht schlimm, wenn ich von ihnen schreibe — sie werden es nicht erfahren!

Die sonnige Terrasse des Spitals war an jenem Besuchstage bevölkert mit den ausgehägigen Patienten, die ihre Angehörigen erwarteten. Hoffnung und Zweifel standen in den

Zügen der Wartenden — kommt wohl jemand, oder muß ich vielleicht bis zum Sonntag warten? Ein ganz alter, gichtiger Mann mit schlohweißem Haar saß in seinem Stuhle, so wie ihn die Schwester gebettet hatte. Seine alten Augen glitten forschend über die ankommenden Besucher, und schon fürchtete ich, er warte umsonst. Doch dann schlurfte über den Riesweg ein müder Schritt — der Alte lauschte! Ja, das war sie! Die Stiege herauf tastete sich die alte Bäuerin, im abgetragenen, viel zu weiten, guten Gewande, das sie — wohl vor langen Jahren als junge Frau getragen hatte. Unbeholfen kam sie näher und als sich die beiden erblickten, kam und ging ein ganz schwacher Schein über die verwerkten, runzeligen Gesichter. Scheu, als schämten sie sich der weichen Regung, gaben sie sich die Hände und sagten gleichzeitig: „Grüezi.“ Dann strich die alte Bäuerin